

Tief träumen und hellwach sein

Diese Erinnerung widme ich den Menschen,  
die mir wichtiger als meine zehn Finger sind.

Katrin und Frank, die mich geprägt haben.  
Meinen Töchtern Magda, Elisabeth und Rebecca.  
Meinen Eltern Regine und Thomas, meiner Schwiegermutter Marianne.  
Meinem Großvater Gottfried und Manfred Stolpe.

Ich danke Martin Gorholt für die Durchsicht der Texte und  
vielfältige Hinweise. Dem Verlag danke ich für die Geduld.

Steffen Reiche

# **Tief träumen und hellwach sein**

**Politiker und Pfarrer mit Leidenschaft**

**Ein autobiografischer Essay**



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet  
diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet  
unter <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8012-0461-7

© 2020 by  
Verlag J. H. W. Dietz Nachf. GmbH  
Dreizehnmorgenweg 24, 53175 Bonn

Umschlaggestaltung: Ralf Schnarrenberger, Hamburg  
Umschlagbild: © Jens Jeske / [www.jens-jeske.de](http://www.jens-jeske.de)

Satz:  
Kempken DTP-Service | Satztechnik • Druckvorstufe • Mediengestaltung, Marburg

Druck und Verarbeitung: CPI Books, Leck

Alle Rechte vorbehalten  
Printed in Germany 2020

Besuchen Sie uns im Internet: [www.dietz-verlag.de](http://www.dietz-verlag.de)

# Inhaltsverzeichnis

<b>Kapitel 1</b>	
Herkunft und Lebensgefühl an der deutsch-deutschen Grenze . . . . .	7
<b>Kapitel 2</b>	
Junger Pionier und Konfirmand, Studium am Sprachenkonvikt und Tischlerlehre . . . . .	17
<b>Kapitel 3</b>	
Geburtstagsreisen in den Westen und die Idee, in der DDR eine SPD zu gründen . . . . .	40
<b>Kapitel 4</b>	
Gründung der SDP am 7. Oktober 1989 in Schwante . . . . .	61
<b>Kapitel 5</b>	
Die Reise nach Bonn und die Präferenz der Kontakte der SPD zur SDP . . . . .	73
<b>Kapitel 6</b>	
Die Mauer wird durchlaufen, die SPD gründet sich überall vor Ort, verliert aber die Volkskammerwahlen . . . . .	93
<b>Kapitel 7</b>	
Erster Landesvorsitzender der SPD Brandenburg, Manfred Stolpe wird Ministerpräsident . . . . .	124
<b>Kapitel 8</b>	
Der Aufbruch in das neue Land und der Brandenburger Weg . . . . .	153

<b>Kapitel 9</b>	
Minister für Kultur und Wissenschaft und die gescheiterte Länderfusion . . . . .	178
<b>Kapitel 10</b>	
Die umkämpfte Bildung und der jähe Amtsverlust . . . . .	212
<b>Kapitel 11</b>	
Abgeordneter im Deutschen Bundestag . . . . .	238
<b>Kapitel 12</b>	
Vom Politiker zurück zum Pfarrer . . . . .	246
<b>Bildrechte . . . . .</b>	<b>263</b>

## KAPITEL 1

### HERKUNFT UND LEBENSGEFÜHL AN DER DEUTSCH-DEUTSCHEN GRENZE

Das Grenzgebiet hat mich und mein Denken seit Kindertagen geprägt. Von der Rosenstraße in Babelsberg, einem Stadtteil von Potsdam, wo ich aufgewachsen bin, war es nicht weit bis zum Eisernen Vorhang, der Grenze zu West-Berlin. Das blieb auch so, als meine Eltern in einem Ringtausch eine größere Wohnung bekamen, und wir in der alten Filmstadt von Babelsberg, in der Lessingstraße wohnten. Abends, wenn ich im Bett lag und der Wind aus Osten kam, konnte ich die Ansagen auf dem Bahnhof Griebnitzsee hören. Von dort fuhren die Züge Richtung BRD, Richtung Westen ab. BRD sagten wir so, wie wir DDR sagten. Beides mit einer gewissen Distanz. Bundesrepublik klang zu vertraut. So vertraut waren wir nicht mit dem Land, das wir nicht besuchen konnten, das Land, in dem der Klassenfeind lebte, aber auch meine Großeltern.

Manche Freunde von mir wohnten direkt an der Grenze. Das Gebiet war zwar für uns gesperrt, aber Kinder durften ihre Klassenkameraden manchmal mit zu sich nach Hause nehmen. Auch meine Schule lag in Grenznähe. Die Polytechnische Oberschule Hans Marchwitza, die ich bis zur zehnten Klasse besuchte, lag im Babelsberger Park mit seinem preußischen Schloss, in dem sich meine Eltern kennenlernten, als dort die Filmhochschule noch untergebracht war. Jeden Tag fuhr ich mit dem Obus, dem Oberleitungsbus wie man sie

aus der Sowjetunion kannte, zu meiner »POS« im Babelsberger Park. Die »Hochschule für Staat und Recht« umgab uns dort, die auf die Gebäude verteilt war, die an den Rand des Parks, der von Pückler gestaltet worden war, einfach hineingebaut wurden.

Wenn wir im Winter Sportunterricht hatten, gingen wir zu Fuß über die kleine Havel-Brücke, die als Ersatzbrücke für die alte, im Krieg zerstörte Enver-Pascha-Brücke gebaut worden war, nach Klein-Glienicke. Unsere Sporthalle war im dortigen alten Bürgersaal untergebracht. Die berühmte Glienicker Brücke, auf der 1962 der sowjetische Agent Rudolf Iwanowitsch Abel in einer Nacht-und-Nebel-Aktion gegen den amerikanischen Piloten Francis Gary Powers ausgetauscht worden war, nachdem Chruschtschows Generäle ein geheimes US-Aufklärungsflugzeug vom Typ U-2 über der UdSSR abgeschossen hatten, lag nur einige Steinwürfe entfernt. Unten am Tiefen See, ganz in der Nähe der Grenze, gingen wir im Sommer oft baden, weil man da, anders als in der Badeanstalt vom Babelsberger Park, ungestört war.

Manches in der Babelsberger Rosenstraße ist heute noch so wie früher. Die lang gestreckten Häuser der ehemaligen Arbeiter- und Wohnungsbaugenossenschaft »AWG Karl Marx«, vierstöckige Ziegelbauten aus den 1950er-Jahren, und der große Sportplatz an der Sandscholle existieren noch. Die DEFA, bei der mein Vater als Leiter der Abteilung für Beleuchtungstechnik und meine Mutter im Zentrum der Kameramänner arbeiteten, war praktisch um die Ecke. Hier lebten meine Eltern, mein jüngerer Bruder Matthias und ich, eher kleinbürgerlich, in einer Zweieinhalb-Zimmer-Wohnung, wie sie vom Arbeiter-und-Bauern-Staat für kleine Familien errichtet worden war. Als 1970 mein jüngster Bruder Daniel zur Welt kam, zogen wir um in ein Dreifamilienhaus in der Lessingstraße mitten in der Filmstadt. In der Nähe hatten einst Erich Kästner, Marika Röck und viele andere UFA-Filmgrößen gewohnt. Unter uns wohnte ein Major der Volksarmee, über uns ein Wissenschaftler.

Es hatte etwas Besonderes, in der Filmstadt zu arbeiten. Das farbte auf uns Kinder ab, denn wir besuchten die Eltern regelmäßig in den Ferien, sahen die großen Hallen und wie dort in sich ständig

wandelnden Requisiten Filme gedreht wurden. Die Zeiten der Rökk waren zwar lange vorbei, aber es lag noch immer eine gewisse Exklusivität in der Luft. Hier herrschte ein anderes Klima als sonst in sozialistischen Betrieben, wo die Partei den Ton vorgab und man sich in ein strenges Kollektiv einfügen musste. Hier aber gab es bei manchen Sachen ein Augenzwinkern, wurde manches freier gesehen, obwohl man sich natürlich auch hier an die große Linie halten musste. Mein Vater und meine Mutter waren trotz ihrer Berufe keine kunstfanatischen Cineasten, sondern eher technisch orientierte, nüchterne Menschen, Ingenieure, wie die meisten ihrer Freunde und Bekannten auch. Die intellektuellen Freiheiten, die die ostdeutsche Traumfabrik meinen Eltern hätte bieten können, darf man natürlich nicht überschätzen, denn der politische und ökonomische Rahmen, in dem wir lebten, war auch in der Filmstadt klar abgesteckt und relativ eng.

Aber mir gaben dieser Fantasieraum und die Grenznähe eine Inspiration der Freiheit. Durch meine Klassenkameraden bin ich mit Geschichten von Menschen aufgewachsen, die über Tunnel in den Westen gelangten. Ich träumte als Kind manchmal davon.

Im Winter, nachmittags nach dem Hort, der an der Karl-Marx-Straße lag, die am »geteilten« Griebnitzsee entlang ging, denn die andere Seite war schon West-Berlin, ärgerten wir die Grenzsoldaten. Da gab es wie überall an der Grenze nicht nur eine Selbstschussanlage, sondern auch eine Warnanlage mit Drähten. Diese Drähte lösten bei Berührung Alarm aus, und eine Rakete flog in den Himmel. Umso eine Rakete starten zu sehen, warfen wir Schneebälle auf die Drähte. Die Chance zu treffen, war gering, aber manchmal klappte es. Dann gab es ein Zischen und Blitzen. Die Grenzsoldaten kamen auf ihrem Motorrad angefahren. Weil sie keine Fußspuren sahen, waren sie verwirrt. Fehlalarm? Wir freuten uns.

West-Berlin war einen Katzensprung entfernt und doch unerreichbar. Der Fernsehturm auf dem Schäferberg lag für uns viel näher als der Fernsehturm am Alexanderplatz, »Ulbrichts Protzstängel«, bei dem sich im spiegelnden Metall der Aussichtsplattform ein Kreuz ergab – ausgerechnet ein Kreuz. Da hatte jemand nicht aufgepasst

und so guten Grund für Witze geschaffen. Den einen Turm, zu dem wir nicht gehen durften, konnte man sehen. Zu dem anderen musste man um Berlin im Süden mit dem »Sputnik« herum über zwei Stunden fahren. Daher hatten wir eine bessere Antenne für das West- als das Ostfernsehen. Die Sendungen auf Programmplatz fünf waren langweiliger als ARD auf Kanal 7 und das ZDF, was man nur mit einem zusätzlichen Konverter empfangen konnte, den man auch für das zweite DDR-Fernsehen brauchte. Einzig am Sonnabend lohnte sich das Ostfernsehen. Da liefen »Professor Flimmrich« oder Märchenfilme der DEFA. Von Babelsberg aus war die Fahrt nach Berlin, die man vor dem Mauerbau in einer halben Stunde absolvieren konnte, eine Tagesreise, zuerst mit der »Eule« nach Potsdam-Pirschheide, die so hieß, weil der Triebwagen mit seinen Lampen wie eine Eule aussah. Von dort fuhr der »Sputnik«, ein Doppelstockzug auf einer nach dem Mauerbau neu geschaffenen Strecke, der nicht um die Erde, sondern um Berlin kreiste. Genannt wurde er so mit dem Stolz auf die Leistung der Sowjets, den ersten Menschen in das Weltall gebracht zu haben. Im weiten Bogen um ganz West-Berlin fuhr man nach Karlshorst, um dort, wo die Kapitulationsurkunde unterzeichnet worden war, endlich in die S-Bahn umzusteigen und nach bestenfalls zwei Stunden in Berlin am Alex, an der Weltzeituhr zu sein. Das war der Platz, an dem sich die ganze DDR verabredete und traf. Aber eben für mich erst nach mindestens vierfach längerer Fahrt als heute oder zu Beginn meines Lebens, als meine Mutter mit mir vor dem Mauerbau von Potsdam Richtung Osten direkt durch den Westen fuhr.

Meine Jugend in der DDR war geprägt von ambivalenten Gefühlen. Vielleicht lässt sich das am besten an Gerüchen erläutern. Jede Kindheit hat ihre besonderen Düfte und Gerüche, gute wie schlechte, an die man sich ein Leben lang erinnern kann. Bei mir war da der beißende Geruch von verbrannter Braunkohle, die fast wie Blumenerde aussah. Der Geruch stieg einem bei stillen, ruhenden Wetterlagen in die Nase und ätzte sich regelrecht in die Schleimhäute. Ich erinnere mich auch sehr gut an den Duft der Intershops. Dieser Geruch erregte, prägte sich ein. Es gab in Potsdam vier solcher Orte, wo man nur mit Westgeld oder später mit »Forum«-Schecks

einkaufen konnte. Mit diesen Parallelwährungen konnten DDR-Bürger im Intershop West-Waren einkaufen oder einen Handwerker bezahlen, der für DDR-Mark nur schwer zu bekommen war. »Forum dreht sich's« hieß ein bekannter Slogan und meinte: Wenn man mit Westmark oder »Forum«-Schecks bezahlte, gingen Dinge, die sonst nicht gingen. In den Intershops gab es diesen seltsamen, mir aber wie Balsam in der Nase liegenden typischen Geruch, der sich aus den verschiedenen Gerüchen von verschiedenen Westprodukten ergab – Textilien, den Jeans von Wrangler oder Levis, Fa Seife und »Irischer Frühling«, Waschmittel von Persil und Perwoll, Kaffee (Jacobs Krönung), Schokolade von Sprengel und Sarotti. Alles wurde in dem von einer Einheitspartei geführten Staat zu einem wunderlichen Einheitsduft. Ich muss lachen, wenn ich heute daran denke, aber damals konnte ich mich an diesem Duft berauschen. Da mischten sich auch Wrigley's Kaugummi und tic tac, und wenn ich heute die Wohnung verlasse und mir einen Kaugummi in den Mund schiebe, um anderen im Notfall erträglich zu sein, flackert vor meinem inneren Auge wieder der Intershop auf und steigt mir der Geruch in die Nase. Der Frühling hat in der DDR wohl nicht anders gerochen als in der BRD. Aber dieser Intershop-Duft hat sich bei mir tief eingepägt, weil er das Besondere unserer konsumisolierten DDR-Existenz zum Ausdruck brachte und zugleich verlogen war. Wenn wir historisch fortschrittlicher waren als der Westen, warum konnte man gute Dinge nur im Intershop kaufen und mit Geld, das man im Osten nicht legal verdienen konnte. Ein gutes Parfüm zum Beispiel habe ich in DDR-Zeiten nie gerochen. In meiner Erinnerung gab es nur die schweren, süßlichen russischen Parfüme, die sich über einen wie eine Glocke legten. Einmal besuchten wir mit dem Ferienlager des DEFA-Spielfilmstudios ein Werk für Kunstschnitzwerkzeuge in Gablonsk, das heute in Tschechien liegt. Da wurden schwere Klunkern hergestellt, Strass, billiges Faschingszeug wie wir meinten, untragbar zu normalen Anlässen. Wir durften uns mit Ausschusstücken die Taschen füllen. Ich weiß noch, wie verwundert ich als 13- oder 14-Jähriger war, weil man uns auf der Werksführung sagte, dass die Hauptabnehmer die USA und die UdSSR seien.

Die Ambivalenz bestand vor allem darin, dass es eine behauptete Wirklichkeit gab und eine wirkliche Wirklichkeit. Und dann gab es noch die andere Wirklichkeit des Westens, der faulende, moderne Kapitalismus, der Imperialismus in seiner Endstufe. Diese Wirklichkeit kannte man nicht, aber man sah etwas im Fernsehen und die Großeltern erzählten davon und später Freunde. Diese verschiedenen Wirklichkeiten kannte man, musste sinnvoll zwischen ihnen hin und her gleiten. Trotz dieser Ambivalenz in vielen Dingen, die ich bis heute in mir wachrufen kann, war meine Jugend in der DDR nicht schlecht. Ich erinnere mich gern und ohne Bitterkeit, und in meiner Erinnerung dominiert eher das Gefühl von Zufriedenheit. Wir hatten kaum Vergleichsmöglichkeiten, wir wussten nicht, wie es anderswo aussah und was uns vorenthalten wurde. Wo wir hingehen durften – das waren die sozialistischen Bruderstaaten im Osten – sah es überall gleich aus. Ich spürte und dachte: Gott sei Dank lebe ich in der DDR. Tschechien, Polen, Sowjetunion – im Vergleich hatten wir die komfortablere Lebenssituation, und wer wie ich Großeltern im Westen hatte, die immer mal wieder Pakete oder Geld schickten, erst recht.

»Lieber Steffen«, hieß es da in den Geburtstagsbriefen, die mein Großvater aus dem Sauerland schrieb, »wir haben Dir auch wieder ein Bild beigelegt« – das war ein 10- oder 20-D-Mark-Schein. Und diese »Bilder« sammelte ich so lange, bis ich mir zum Beispiel eine Jeans für 55 D-Mark kaufen konnte.

Ein anderer Geruch hat sich mir noch eingeprägt. Immer wenn ich zu der neuen Schwimmhalle ging, die es heute nicht mehr gibt, dann wehte einen der Geruch von Mohrrübensuppe an, denn auf dem Weg zum Brauhausberg arbeitete anfangs noch die Brauerei. Ich begann mit dem Schwimmen im Werner-Alfred-Bad, einem eiförmigen Becken in einem wunderbaren Gebäude, das seltsam aus der Zeit gefallen schien und heute Denkmal ist. Es besteht noch, obwohl das neuere sozialistische Bad, was uns anfangs so begeisterte, schon abgerissen wurde. Der Sport sollte die Überlegenheit des Sozialismus zeigen. Im direkten Wettbewerb insbesondere bei Olympischen Spielen wollte die DDR gegen die BRD triumphieren, die

Sowjetunion gegen die USA. »In corpore sano, mens sana est« hatte sich bei den alten Kämpfen um Ulbricht und Honecker festgehakt. Wenn sie gegen die kapitalistischen Gegner gewannen, war zugleich die Überlegenheit des Systems bewiesen, so ihr fester Glaube. Daher begründeten sie Kinder- und Jugend-Sportschulen, wo sie die in sorgsamem Screening-Verfahren ausgewählten Kinder dann triezten. In jede Grundschule kamen sie und maßen die Körper und ordneten eventuell begabte Kinder zu. Meine Mutter hat es stolz gemacht, dass ich gerade für das Leistungszentrum Schwimmen ausgewählt wurde. Und so begann für mich mit dem neuen Schuljahr eine ganz neue Wochenaufteilung. Viermal in der Woche musste ich nun zum Schwimmen. In der Nähe von Sanssouci mussten wir unter Leitung eines ASK-Sportlers, also vom Armeesportklub, wie beim Militär harte Ertüchtigung mitmachen und laufen, Liegestütze machen, bis wir uns nach Erlösung sehnten. Vielleicht wäre ich länger dageblieben, aber da wir dort nun auch noch permanent wie beim Militär mit Nachnamen gerufen beziehungsweise angeschrien wurden: »Reiche, den Arsch hoch« und das bei 50-Meter-Bahnen, auf denen wir kaulten oder uns das Herz aus der Brust schwammen, trennten sich unsere Wege. Ich verweigerte das Training schon nach einem Vierteljahr, und meine Mutter wurde getröstet und tröstete sich damit, dass die Kinder dort Mittel bekamen, die die Leistung steigern sollten, aber eben auch bleibende negative Wirkung haben konnten. Das Wort Doping kannte ich nicht, aber ich wusste, was es ist.

Es gab einen Joke, der unsere Situation gut beschrieb: Wenn einem die DDR über ist, muss man nur in die Sowjetunion fahren, dann wird sie einem wieder lieb. Und so war es wirklich, wie ich mit 19 Jahren zum ersten Mal erfahren sollte. Als Ältester der drei Brüder bin ich früh meine eigenen Wege gegangen und viel durchs Land getrampt. Aus der Not geboren erzeugte das Trampeln zugleich ein aufregendes Kribbeln von Freiheit in mir und hatte zudem den Lerneffekt, selbst zurechtkommen zu müssen. Die DDR auf eigene Faust erkunden zu können, war ein kleines, später die Sowjetunion auf die gleiche Weise zu bereisen, war ein großes Abenteuer. Von der Sow-

jetunion, unserem Brudervolk, sollten wir Ostdeutschen ja »siegen lernen«, aber wer das Vorbild näher kannte, wollte ihm lieber gerade nicht nacheifern und hielt den Satz nur für ungeschickte Propaganda.

Wenn mein Vater von Dienstreisen aus der Sowjetunion kam, merkte und hörte man an seiner Art zu erzählen, wie viel besser wir es hier hatten. Trotzdem musste ich in der Schule ständig diese gestanzten Worthülsen über die siegreiche Sowjetunion und den Sieg des Kommunismus auswendig lernen, was bei mir Abwehr und Distanz zur Folge hatte. Zudem lernte ich von der 5. Klasse an Russisch als erste Fremdsprache. Beides zusammen hat mir Russland, genauer die Sowjetunion, also die Union von 15 verschiedenen Republiken und Kulturen, als Jugendlichem verleidet. Ich sträubte mich schon früh dagegen, in eine Massenorganisation wie die Deutsch-Sowjetische Freundschaft einzutreten. Der Grund war nicht nur die Aversion gegen das, was wir in der Schule lernen mussten, sondern auch persönliche Erlebnisse. Als Kind habe ich angesehen, wie in den Kasernen, die im Norden, am Rande der alten Garnisonsstadt Potsdam standen, sowjetische Soldaten von den eigenen Offizieren gezüchtigt und wie Vieh behandelt, unterdrückt und gedemütigt wurden. Alles in mir sträubte sich, und in jeder Hinsicht erschien mir die UdSSR vor allem als der große Bruder, vor dem man sich fürchten musste und der sich seinen Respekt bei uns DDR-Bürgern ebenso wie beim einfachen russischen Volk durch Gewalt, Demütigungen und Unterdrückung erzwang. Oft, wenn ich mehr über die Geschichte der DDR erfahren wollte, wurde mir nur gesagt, wie schlimm es 1953 war, als die Panzer den Aufstand niederschossen und wie stark die Kirchen bedrängt wurden in jener Zeit. Viele erlebten daher die Zeit, in der ich meine Jugend verbrachte als viel freier, entspannter und angenehmer als ihre eigene Jugend.

Ich habe immer viel gefragt, wollte Dingen auf den Grund gehen, sie verstehen und begreifen. Die Unendlichkeit von Raum und Zeit hat mich eigenartig umgetrieben, aber sie war nicht fassbar. Also wollte ich wenigstens in dem Endlichen möglichst viel verstehen, wissen, wie etwas funktioniert, wo etwas herkommt, wie es sich begründet. Schon früh habe ich mich sozial engagiert, für andere ein-

gesetzt, man könnte auch sagen, in Dinge eingemischt, die mich zunächst eigentlich gar nicht betrafen. Diese Eigenart prägte mich, wurde zu einem bestimmenden Charakterzug in meinem Leben. Es hat, denke ich, etwas mit meinem Elternhaus zu tun, vielleicht tiefenpsychologisch mit einer Lektüre meiner Mutter. Es gab in meiner Kindheit das Buch einer tschechischen Pädagogin, Hanna Fügnerova, die über die Erziehung von Kleinkindern schrieb. In den 1960er-Jahren war es in der DDR populär. Darin wird beschrieben, dass man Kinder auf Abstand halten muss und sie nicht so lange stillen soll, damit aus ihnen keine Tyrannen werden, eine wirklich fatale Auffassung. Meine Mutter hatte dieses Buch gelesen, regelrecht aufgelesen und mich in der Hoffnung, das Beste für ihr Kind zu tun, versucht mit Kühle und Distanz zu erziehen. Das führte bei mir dazu, dass ich als Kind oft an so etwas wie innerer Leere gelitten habe, an dem Gefühl, nicht genügend geliebt zu werden. Als Folge davon stellte sich bei mir eine mich peinigende, fast pathologische Angst vor dem Tod ein. Schon als Kind! Kinder haben eigentlich keine manifeste Angst vor dem Tod. Ich hatte sie. Ich saß in der Klasse und beneidete meine Mitschüler, die solche Gedanken nicht hatten. Ich entwickelte eine große Sehnsucht, von Menschen geliebt zu werden, ihnen so zu erscheinen, so zu begegnen, etwas für sie zu tun, dass sie mich mögen, tragen, halten. Daher wollte ich angenommen werden, Zuneigung bekommen, Wertschätzung finden, um diesen mich folternden Gedanken, sterben zu müssen und für unendliche Zeit tot zu sein, ertragen zu können. Heute weiß ich, es liegt in der Natur der Sache, dass sich an dem, der mit Leidenschaft etwas verändern will, die Geister scheiden. Ich fordere Menschen heraus, überfordere sie manchmal, weil sie der Intensität oder der Wucht meiner politischen Leidenschaft etwas zu organisieren, was bleibt, was Bedeutung hat, manchmal nur schwer standhalten.

Meine eigene pathologische Angst vor dem Tod habe ich überwinden können, quasi mit einem Sprung aus dem Kinderglauben in den Glauben des Erwachsenen, wie ihn Sören Kierkegaard beschreibt. Dieser Moment gehört zu den wichtigsten meines Lebens, obwohl oder weil ich noch sehr jung war. Man könnte ihn wohl als Bekeh-

rungerlebnis beschreiben. Es war Ostern 1973, ich war 13 Jahre. Damals predigte ein früherer Jugendpfarrer, Pfarrer Günther in der Beelitzer Kirche, und seine Predigt war für mich ein Bekehrungserlebnis, denn plötzlich ist mir klar geworden, dass sich für mich alles an dieser Botschaft von Ostern entscheidet. Der Text im 1. Brief von Paulus an die Gemeinde in Korinth, Kapitel 15, hat mich vor die Entscheidung gestellt. Kann ich dieser Botschaft glauben, will ich ihr vertrauen, sie zur Basis für mein Leben machen oder nicht. So begann ich den Aussagen der Bibel, dem was Jesus erzählte und gemacht hat, zu glauben. Ich wollte ihm glauben, weil das mein Leben trägt und mich rettete vor dieser Furcht und Angst.